

Hans Bauernfeind, Passau

Metakultur Kirche und Kultur der Welt oder: Wie Liturgie heute gelingt

Ein Bericht über das V. Passauer Symposium „Liturgie und Ökumene“

„Wenn ich als junger Kaplan einen Gottesdienst hielt, dann konnte ich beobachten, dass die Leute nach der Liturgie draußen kaum ein Wort miteinander sprachen. Auch mit dem jungen Kaplan wurde nicht gesprochen, geschweige denn ihm gedankt. Man ging auseinander.“ Diese Erfahrung beschrieb Prof. DDr. Eugen Biser aus seiner jungen Kaplanszeit. Nach seiner Ansicht ist dies ein Beispiel von misslungener Kommunikation, die zuerst in der Liturgie stattgefunden hatte und sich dann im Leben fortsetzte.

Wie aber wird die Feier der Liturgie zu einem gott-erfahrenden Ereignis, das im alltäglichen Leben nachhaltig fortwirkt? Wie feiern wir heute eine Liturgie, die einerseits nicht rubrizistisch und andererseits nicht von einem grenzenlosen subjektiven Pluralismus geprägt ist? Wie verhindern wir, dass es einerseits zum „Ausverkauf unserer Gottesdienste“ durch fragwürdige Formen von Liturgie kommt? Andererseits – wie vermeiden wir, dass Liturgie menschenfremd, gottfern und erlebnisschwach begangen wird?

Diesen Fragen widmete sich das *V. Passauer Symposium „Liturgie und Ökumene“* unter dem Titel „Ausverkauf unserer Gottesdienste?“, das Prof. Dr. Karl Schlemmer (Inhaber des Lehrstuhls für Liturgiewissenschaft und Pastoraltheologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Passau) veranstaltete. In seiner Fokussierung der Thematik machte er deutlich, dass angesichts der empirischen Fakten Menschen heute mehr nach Intensität statt nach pflichtgemäßer Regelmäßigkeit streben; dass der „Standardgottesdienst“ vielen Menschen nicht mehr gerecht wird; dass die Frage Romano Guardinis, wie menschenfähig die Liturgie und wie liturgiefähig der Mensch heute noch sei, sich brennender denn je stellt; angesichts des kulturhistorischen Kontextes, in dem Liturgie heute steht, ergibt sich eine ökumenische Fragestellung: Worin sind Grenzen des Gottesdienstes erkennbar und worin müssen unter weitgehender Beachtung der Ordnungen neue Wege gewagt werden.

Tradition und Kommunikation: Gemeinsames Priestertum als basales Axiom

Prof Dr. Wolfgang Ratzmann (Leipzig) konkretisierte obigen Gedankengang am Projekt des „Evangelischen Gottesdienstbuches“ („Tradition und Kommunikation. Zum Profil des Lutherischen Gottesdienstes nach dem neuen Evangelischen Gottesdienstbuch“). Zwischen den Extremen, wenn Gottesdienst zur Mitspielshow oder zum distanziert steifen Zeremoniell verkommt, erkennt er in den dort offiziell angebotenen Modellen Profil und Identität des christlichen Gottesdienstes auf protestantischer Seite. Dabei wird der Gottesdienst unter Verantwortung und Beteiligung der ganzen Gemeinde gefeiert, worin das basale Axiom des gemeinsamen Priestertums zur Geltung kommt. Eine stabile Grundstruktur von Gottesdienst hält des Weiteren viele Gestaltungsmöglichkeiten offen. Neben einer Synthese von

traditionellen und neuen Texten wird vor allem auf die Sprache geachtet, die niemanden ausschließen darf. Der evangelische Gottesdienst ist stets in Kommunikation mit den Gottesdiensten anderer Kirchen in der Ökumene. Darüber hinaus weiß er sich „bleibend mit Israel als dem erstberufenen Gottesvolk verbunden“. Insgesamt erkennt Ratzmann die eigentliche Innovation des Evangelischen Gottesdienstbuches darin, dass es kommunikativ ausgerichtet ist, dass sich Tradition und Kommunikation mit der Gegenwart die Hand reichen. Wichtig sei jedoch zu verinnerlichen, dass die Grundstrukturen des Gottesdienstes nur aus der Tradition des christlichen Gottesdienstes entnommen werden können und es „zentral um Gott und sein Heilswerk in Christus“ geht, um „Gottes zentrale und unsere ... dezentrale bzw. exzentrische Position“. Die elementaren Texte, Gesten und Symbole bedürfen schließlich einer bleibenden Form, ohne dass „das intellektuelle und emotionale Einverständnis der Feiernden“ verloren geht. Im übrigen gibt es eine „Fülle von geeigneten Strukturen, Texten und Verläufen“ aus Tradition und Gegenwart der verschiedenen Konfessionen, die den evangelischen Gottesdienst vielfältig bereichern (können).

Gottes Dienst am Menschen und Ausdifferenzierung vorliturgischer Feiern

Bischof Prof. Dr. Kurt Koch (Basel/Solothurn) betonte, ausgehend von Sacrosanctum Concilium (SC 5), dass Gottesdienst zuallererst ein Werk und Dienst Gottes ist („Gottesdienst als Werk Gottes oder Werk der Gemeinde? Oder: Was feiern wir im Gottesdienst? Überlegungen zu einer notwendig gewordenen Unterscheidung der Geister in der Liturgie“). Die Liturgie bietet den Lebensraum, Gottes Zuwendung anzunehmen und wahrzunehmen. Sie baut Kirche auf und erhält sie am Leben. Vor dem homo faber und dem homo functionalis erhebt die Liturgie den Menschen zum homo festivus. Liturgie ist das Fest der Befreiung und der Bestätigung des Daseins. Der dreifaltige Gott feiert in seinem Sein von jeher diese Daseinszusage. In der Liturgie gewinnt der Mensch Anteil an jener daseinsbestätigenden himmlischen Liturgie. Der Mensch wird über sich hinaus erhoben, erfüllt vom Heiligen Geist. Liturgie steht im Primat Gottes. Er ist in Jesus Christus der Handelnde. Sie steht des Weiteren im Kontext der Epiklese. Denn ohne den Glauben an den Geist des auf-erstandenen Christus kann es keine Feier geben. Jener Aspekt der Epiklese lässt es nicht zu, von Liturgie in der Kategorie des Machens zu sprechen. Vielmehr steht Liturgie in der Kategorie des Seins. Liturgie verlangt keine Leistung vor Gott. Sie ist katabatischer Dienst Gottes. Von daher bedarf es heute einer neuen Sensibilität für die Unverfügbarkeit des liturgischen Ritus im sakramentalen Bereich. Die Strukturen der Katabase dürfen nicht beliebig verändert werden. Dies hat jedoch nichts damit zu tun, sie entsprechend der Situation der Mitfeiernden – transparent vom Heiligen her – zu gestalten (z. B. bei einer Jugendliturgie). Nicht sinnvoll ist es jedoch, Wortgottesdienste mit Kommunionfeiern zu begehen. Zu bedenken bleibt weiterhin, dass die sakramentale Liturgie der Kirche nicht dazu da ist, um eine nicht gegebene Kirchlichkeit zu heucheln. Damit ist gemeint, dass viele Menschen liturgisch-religiöse Bedürfnisse haben, auf die nicht mit einem Sakrament geantwortet werden kann. Denn Menschen haben entweder keinen Bezug zum Sakrament, verstehen nicht mehr, was Liturgie bedeutet, oder suchen nach anderen Ausdrucksformen. Folglich kann die Kirche mit *einer* Gestalt von Liturgie dem Menschen von heute nicht mehr gerecht werden. Über jene sakramentale Dimension des Gottesdienstes hinaus steht die Kirche heute vor der Herausforderung, vorliturgische Feiern anzubieten. Denn auch darin verwirklicht sich die Kirche als universaler Heilswille Gottes. Die Diözese Erfurt hat hierzu Pio-

nierarbeit geleistet (z. B. Weihnachtsfeier für Ungläubige). Insgesamt bleibt es wichtig, sich auf den innersten Kern der Liturgie zu besinnen, der auch den Weg anzeigt, auf Menschen in neuer Weise zuzugehen.

Metakultur und Kultur – Liturgie von oben und Liturgie von unten

Zum ersten Mal war durch Fr. George Guiver CR (Mirfield/England) die anglikanische Kirche auf einem solchen Symposium vertreten („Von der Mission zum Bund in der Liturgie“). Er stellte als Ordensmann dieser Kirche fest, dass ein Kunstwerk das Recht auf Unverletzlichkeit genießt. Andererseits besteht aber offensichtlich das Bedürfnis, freier mit ihm umzugehen, es im Volkstümlichen zu interpretieren. So gibt es nicht nur Mozart als reine Kunst, sondern auch als Pop-Mozart. Eine ähnliche Spannung ist im Blick auf die Liturgie zwischen Tradition und heute zu erkennen. Entsprechend unterscheidet er – aus der anglikanischen Erfahrungswelt heraus – eine Liturgie von oben, welche von der Tradition erhalten wird, und eine Liturgie von unten, die sich aus der Situation der Mitfeiernden erschließt. Erst wenn beide Aspekte, Liturgie von oben und von unten, sich die Hand reichen, kann lebendiger Gottesdienst sich ereignen. Dann wird sich auch das rationale Moment der Liturgie verwirklichen, nämlich Gemeinde aufzubauen und kirchlich missionarisch zu wirken. Menschen müssen jedoch nach dem Prinzip „von der Milch zum Fleisch“ in die Liturgie begleitet werden. Besonders populär sind deshalb Familiengottesdienste. In den meisten Fällen handelt es sich um Wortgottesdienste, die zur Eucharistie hinführen sollen. Bisweilen werden sie auch als Eucharistie gefeiert. Insgesamt sollen die Menschen im Gottesdienst sich so ausdrücken können, dass im „Geist des Bundes“ eine Begegnung mit Gott geschieht. Unter dem Gesichtspunkt „Liturgie von oben und Liturgie von unten“ gestaltet sich das Verhältnis zwischen Kirche und Kultur. Es gibt nicht wenige Priester in der anglikanischen Kirche, die damit Probleme haben. Sie denken allein von der Kirche her. Darin liegt die Gefahr, dass nicht mehr auf Gott aufmerksam gemacht wird. Kirche könnte so zur Subkultur werden. Dies wäre jedoch fatal. Denn Kirche ist eine Metakultur und in dieser Form tritt sie in Beziehung zur Kultur. Das Evangelium Jesu und seine Kultur ist keine Subkultur, sondern war und ist kulturbildend. Kultur und Metakultur erfüllen einander. Es gibt eine Metakultur des Leibes Christi. So soll es auch zwischen Kirche und Kultur immer mehr eine Entwicklung von der Mission hin zum Bund geben. Welt und Kirche können sich jedoch nicht verbünden, ohne dass die Welt in der Kirche beheimatet ist. Somit sind Kirche und tägliches Leben verschieden und komplementär zugleich zu sehen. Es bleibt die Frage, wie die Liturgie Fernstehende noch erreichen kann, um sie mit Christus in Beziehung treten zu lassen. Odo Casel weist hierzu den Weg. Demnach ist das Mysterium im Leben verborgen da. In der Feier der Liturgie wird dieses Mysterium benannt. Dort werden die Augen geöffnet, um es im Leben zu erkennen. Darum interpretieren Liturgie und Leben einander. Liturgie hält eine Überraschung bereit – es ist das Geheimnisvolle, das der Mensch (auch der Kirchenferne) im Leben spürt und hier wahrnehmen kann. Christus im Leben und Christus in der Liturgie ist ein und derselbe Christus.

Freiheit des Geistes

Ein Kirchenvater spricht mit einem Bäcker. Dieser kommt nicht zum Gottesdienst am Sonntag, weil er abends lange arbeiten muss. Darum will er ausschlafen. „Komm doch erst

später zum Evangelium“, sagt der Kirchenvater. Nein, das ist dem Bäcker zu früh. Das Gespräch setzt sich fort. Der Kirchenvater bietet ihm an, nach der Predigt, dann nach der Wandlung und zuletzt erst zum Segen zu kommen. Immer lehnt der Bäcker ab. Im Bezug auf den Segen sagt er: „Dann brauch ich ja sowieso nicht mehr zu kommen.“ Darauf antwortet der Kirchenvater: „Das stimmt nicht. Vergleiche es mit einem Menschen, der in eine Parfümerie geht. Auch wenn er dort nichts kauft, verlässt er sie doch mit einem frischen Duft. So ist es auch mit der Liturgie.“

Mit dieser Anekdote und mit der Feststellung, dass es in der orthodoxen Kirche weder eine Sonntagspflicht gebe noch brauche, beeindruckte Metropolit Erzbischof Dr. Michael Staikos (Wien; „Liturgie als Quelle des Lebens“) die Symposionsteilnehmerinnen und -teilnehmer. Während im westlichen Denken durch den Rationalismus und die Aufklärung der Geist diszipliniert worden ist (was zu vielen Kommissionen führt), betont der Osten die Freiheit des Geistes. So ist es in der Orthodoxie unbegreiflich, nicht getauft zu sein, nicht zuletzt, weil dies die Gesellschaft nicht akzeptiert. Man weiß, dass nicht alle in der orthodoxen Kirche fromm sind. Es steht in der Freiheit des Einzelnen, regelmäßig zum Gottesdienst zu kommen – oder auch nicht. Man kennt keine Unterscheidung einer Liturgie von oben oder von unten, man braucht keine Änderung im Gottesdienst. Trotzdem feiern die Gläubigen sehr individuell mit. Die Menschen kommen und gehen während der Liturgie. Sie hören zu, beten für sich, zünden eine Kerze an. Auch wenn sie nicht mitsingen, sind sie ganz innerlich dabei. Von daher hat die orthodoxe Kirche nicht die Probleme des Westens. Die Hauptlast der Predigt liegt bei den Laien. Beauftragt sind grundsätzlich Bischof, Priester und Laien. Es gibt eine Vielfalt liturgischer (z. B. Stundengebet) und sakramentaler Handlungen. Deren Herzstück ist jedoch die Feier der Eucharistie. Sie ist Quelle und Zentrum. Sie fördert die Vervollkommenung des Menschen und nimmt den Menschen sehr realistisch wahr (kein Überoptimismus). Die Kommunion wird unter beiderlei Gestalten selbstverständlich empfangen. Jeder Tag steht unter einer bestimmten Weihe. Der Sonntag ist der erste und höchste Tag der Woche. Er ist Auferstehungstag. Er lässt das Geheimnis des Glaubens erfahren. Die Eucharistie ist das höchste Fest, das immer neue Osterfest. Man feiert von Osterfest zu Osterfest. Der Montag ist den Engeln geweiht, der Dienstag Johannes dem Täufer. Am Mittwoch gedenkt man des heiligen Kreuzes und der Gottesgebälerin, die unter dem Kreuze stand. Derer, die das Kreuz getragen haben, erinnert man sich am Donnerstag. Der Tod Christi am Kreuz steht am Freitag im Mittelpunkt. An diesem Tod haben die Menschen durch die Taufe Anteil erlangt und damit auch an der Auferstehung. Konsequentermaßen betet man am Samstag mit den und für die „Entschlafenen“. Das ganze Leben wird in Gemeinschaft mit Gott gestaltet. Der orthodoxe Priester feiert nur einmal am Tag in einer Kirche Eucharistie – ein Gedanke, der mit Zustimmung aufgenommen worden ist angesichts der immer größer werdenden Pastorateinheiten im Westen. Wenn jedoch gefeiert wird, dann wird das Heilsgeheimnis konkret lebendig. „Heute wird“ Christus geboren, getauft, gekreuzigt. Viele Probleme des Westens sieht der Erzbischof im vorhandenen Wohlstand begründet. Darin erkennt er auch eine Gefahr für die orthodoxe Kirche, da sich im Zeitalter der Globalisierung ein solcher „Bazillus“ nicht aufhalten lasse. Um so mehr sieht er die Aufgabe, der kommenden Generation mitzuteilen: Die Gemeinschaft mit Gott ist keine Utopie. Metropolit Staikos betonte schließlich, dass die Ökumene mit der orthodoxen Kirche in Deutschland zu kurz kommt. Notwendig in der Welt von heute ist jedoch

ein gemeinsames christliches Zeugnis. Denn nur so kann glaubwürdig von der Gemeinschaft mit Gott gesprochen werden.

Körperkultur und die zivilisierende Kraft der Kirche als Metakultur

Die Dimension des Leibes im Gottesdienst („Körperkulturen. Gottesdienste im Prozess der (De-)Zivilisation“) untersuchte Prof. Dr. Karl-Heinrich Bieritz (Pastoraltheologe aus Rostock). Der Gottesdienst steht im Prozess der Zivilisation, zu deren Merkmalen die Domestizierung des Körpers und die Dämpfung der Leidenschaften gehören. Darin ist ein wesentlicher Zug der Hochkultur zu erkennen, der auch den Gottesdienst prägt. Nach Gerhard Schulze wird diese vom Niveaumilieu getragen. Liturgiefeier ereignet sich somit in Kontemplation als Genuss-Routine und der Gottesdienst wird zum Produkt der Hochkultur. Dennoch versucht das Harmoniemilieu mit ihrem Trivial- und Harmonisierungsschema zu einer Wohlfühl-Liturgie zu kommen, die sie nicht per Kontemplation, sondern per Gemütlichkeit und durch eine moderate Dynamik – losgelöst von der Hochkultur – erstrebt. Daran entstehen Sondergemeinschaften mit besonderen musikalischen Formen, Interaktionsräumen, Symbolhandlungen, Beifall, Tränen, Klatschen und Gestik. Dennoch kommt es hierbei nicht zur Ekstase, weil jenes Schema antiexzentrisch ist.

Demgegenüber ist heute eine Wiederkehr des Körpers zu beobachten, die auch von ekstatischen Elementen geprägt ist. Dies äußert sich z. B. bei Technomessen. Auffallend ist dabei, dass diese neu etablierende Körperkultur imstande ist, sich in die Struktur der abendländischen Messe und der Lutherischen Tradition einzubinden. Technotanz und Stille reichen sich die Hand. Darin tritt eine gebändigte Ekstase ans Licht. Darum lautet für Bieritz die Forderung: Ekstase und Disziplin. Dennoch garantiert die Verkörperlichung der gottesdienstlichen Kommunikation noch keinen Zugewinn an geistlicher Kraft. Es darf sich einerseits nicht um eine unreflektierte Körperlichkeit handeln. Andererseits gehört die Semantik des Leibes zur Kirche Gottes (Kurt Marti: „Die Kirche des Geistes sind unsere Körper“). Will die christliche Gemeinde kein Spielball im Auf und Ab zivilisatorischer Prozesse werden, muss sie selber zivilisatorische Kompetenz besitzen. In diesem Sinne muss Gottesdienst Metakultur sein, die nicht nur „zivilisiert“ wird, sondern die selber zivilisiert, indem sie neu semantisiert, was sie aus der Kultur der heutigen Welt nimmt.

Plädoyer für eine Kasualisierung der Gottesdienste

In der Liturgie sollen sich Gottes- und Menschenbegegnung verwirklichen („Gottesdienst als symbolische Interaktion“). Prof. DDr. Michael N. Ebertz (Religionssoziologe aus Freiburg) erkennt jedoch, dass Liturgie und Leben heute reduziert sind auf Liturgie und Pfarrleben. So lautet seine bekannte These, dass die Erosion des Sonntagsgottesdienstes in der Überschätzung der gemeinschaftsbildenden und integrierenden Kraft der Pfarrgemeinde liegt. Darum riskiert die Kirche eine Reduzierung auf einen begrenzten Wohnraum, wenn sie an der Parochiestruktur festhält. Denn Kirchengemeinden haben soziale Begrenzungen und erzeugen zugleich eine soziale Schließung und ungewollte Ausschließung. Dies geschieht durch die zunehmende Vergreisung der Gottesdienstgemeinden, durch generationelle Verengungen, durch eine „fried-höfliche“ Kultur, durch die Reform- und Innovationsresistenz des Niveau- und Harmoniemilieus. Dies alles führt zu einer Selbstblockade der Kirche, welche die frei flottierenden religiösen Bedürfnisse nicht mehr zu stillen imstande

ist. Darum bedarf es einer am Lebensraum orientierten Seelsorge, wie sie ein Dekanat bzw. eine Diözese ermöglichen kann. Wenn also der Ritus einer milieuverengten Gemeinde nicht mehr lebensdienlich ist, dann führt dies zu immer mehr Distanz zur Kirche. Darum darf sich die symbolische Interaktion von Liturgie und Leben nicht auf das Pfarrleben beschränken. In sieben Thesen explizierte Ebertz sein Plädoyer für eine Kasualisierung des Gottesdienstes:

1. Mittels eines Kasualienangebotes partizipieren die Kirchen an einem populären Religionstypus, der pfarrlich nicht integrierbar ist. Darin verwirklicht sich eine Option für die Volkskirche mit niederschwelligem Angebot.
2. Es braucht ein Umdenken weg von der Defizitordnung hin zum religiösen Ressourcenangebot. Darum muss der religiöse Augenblick rehabilitiert werden.
3. Eine Kasualientheologie hat sich jedoch nicht an „Kundenwünschen“ zu orientieren. Vielmehr bedeutet eine Kasualienorientierung eine Adressatenorientierung ohne Verlust der theologischen Bedeutung.
4. Kasualienfrömmigkeit darf nicht für den Gemeindeaufbau verzweckt werden.
5. Kasualien haben den Charakter von Übergangsriten. Sie helfen, das in Grenzen erfahrene Leben zu bewältigen. Darin spiegelt sich ein zentrales Element des christlichen Heilsdramas.
6. Das Panorama der heute von Kirche praktizierten Kasualien ist zu eng. Neue Kasualien ergeben sich aus den Lebenserfahrungen (Verrentung, nachfamiliäre Phase). Laien sind die Vorsteher solcher Kasualien. Somit schafft Kirche den Anschluss an das wirkliche Leben – über die Pfarrgemeinde hinaus.
7. Die Sonntagsgottesdienste/die Feier der Eucharistie braucht ebenfalls eine kasusdifferenzierte Zielgruppenansprache. Darum ist die Leseordnung kasusheuristisch auszulegen. Im übrigen werden durch das Ansprechen primärer Adressaten als Kasusgemeinschaft auch andere angesprochen. In diesem Sinn wird dem Ziel entsprochen, dass Gottes Heil alle erreichen will.

Die Thesen sind nach Ebertz eine Chance für die Kirche. Die Alternative würde zunehmende Banalisierung und Emeritierung im Blick auf die Kirche bedeuten.

Biblisches Gebet in Opernarien

„Wenn die Oper in die Kirche kommt – Operngottesdienste“ erörterte Pfarrerin Johanna Haberer (Rundfunkbeauftragte der EKD/München). Mit ihren konkreten Darstellungen eines Operngottesdienstes kam die Praxis heutiger Liturgiefeier noch stärker in den Blick. So wurde in der Nürnberger St. Egidien-Kirche ein Operngottesdienst mit dem Thema „Gebet“ gefeiert. Der Liturgie stand ein Liturge vor. Seine Aufgabe bestand im liturgischen Gebet, im Begleiten durch die Feier und darin, die Musik als geistliches Ereignis in das Gesamt der Liturgie einzufügen. Die zwölfminütige Predigt hielt die Referentin selbst. Sie stellte den Zusammenhang von Musik und Religion her und betonte das Bei-Sich-Sein sowie das Außer-Sich-Sein. Die Gemeinde war mit liturgischem Gesang integriert. Die Operngesänge selber sprachen von Sehnsucht, Angst, Klage, griffen die großen Fragen auf, die Bitte um Heilung. Die 700 Mitfeiernden waren betroffen und beeindruckt von der religiösen Ausdruckskraft, nicht zuletzt deswegen, weil das Gebet der Bibel mit den Opernarien korrespondierte. Erst nach 1 Stunde und 15 Minuten, solange dauerte die Feier, klatschten die Teilnehmenden den Sängern und Instrumentalisten zu. Johanna Haberer

unterstrich, dass diese Feier ein intensiver Gottesdienst war und dabei viele Menschen, die sonst nicht kommen, angesprochen wurden. Während der Liturgie wurde um eine Kollekte gebeten, bei der 5000,- DM für soziale Zwecke gespendet wurden. Als problematisch wurden die hohen Unkosten von 25.000,- DM empfunden. Hierfür müssten für weitere Organgottesdienste noch andere Lösungen gefunden werden.

Vom Blick Jesu oder: Das Christentum neu erfahren

„Das haben wir 2000 Jahre hindurch zu wenig bedacht, dass es die Wahrheit Christi gibt. Sie liegt nicht in Sätzen, sondern im Blick Jesu (Augustinus: *facies veritatis*).“ In der Kirche ist heute eine große Depressivität zu spüren (Nietzsche: Geist der Schwere aus Zwang und Satzung zieht die Freude aus den Knochen). Es braucht heute einen Exorzismus, der sie wieder austreibt. Dies geschieht, wenn Menschen das Christentum wieder neu erleben. Dies folgerte Prof. DDR. Eugen Biser (München) mit seinem Vortrag „Auf der Schneide der Zeit – Zum Neuheitserlebnis des Glaubens“. Das Christentum ist keine moralische Religion, sondern eine therapeutische und mystische Religion. Es gibt zwei Wege, die Menschen vom Bösen abzuhalten. Der eine fährt über Gebote, Verbote und Direktiven. Dieser ist jedoch nicht sehr zielführend. Der andere versucht ein Prinzip einzustiften, das zum Bösen unfähig macht: die Liebe. Nach Biser haben wir die Moral Jesu noch gar nicht verstanden. Auch die Kirche hat Gewissens-, Sünden-, Höllen- und Teufelsängste verbreitet. „Wir ahnen nicht, wie wir von dieser Angstpädagogik gepackt und deformiert sind.“ Ein Produkt dieser Angst ist die Einsamkeit in der Masse. So zählt zu den drei großen Grundängsten heute die Angst vor Gott, die Angst vor dem Mitmenschen und die Angst vor sich selbst. Soll das Christentum wie ein Neuheitserlebnis erfahren werden, so muss es auf den großen Therapeuten Jesus hören. Er spricht seinen Gott zärtlich und ehrfürchtig mit ABBA an. Er lehrt den Menschen, dass Gott nicht gefürchtet werden darf, weil er nicht gefürchtet werden will. Das Christentum ist also eine Religion, die Menschen hilft. Und deswegen ist Mission nötig. Des Weiteren überwindet das Christentum die Angst vor dem Mitmenschen, indem es im Blick auf Jesus zeigt: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Schließlich wird in der von Jesus geschenkten Gotteskindschaft die Angst vor sich selbst überwunden. Gotteskindschaft ist ein zentraler Begriff christlicher Anthropologie. Für Paulus ergibt sich daraus Freiheit und Glauben. Er erkennt zwei Säulen, die Menschen in Christus angstfrei wohnen lassen: Die eine besagt, dass wir von Christus umhüllt sind. Es gibt keine letzte Einsamkeit. Die andere besagt, dass Christus in uns hinein auferstanden ist, dass er selbst in uns wohnt. Das Christentum muss zu ihrer Mitte Jesus Christus zurückfinden, dann werden die Menschen wieder ein Bewusstsein für die Zeitgenossenschaft entdecken. Dann werden die positiven Chancen heutiger Wissenschaft gesehen, in der der Mensch zum verantwortungsfähigen Subjekt seiner eigenen Evolution geworden ist. Dann wird es wieder möglich, zu denken – gegen David Friedrich Strauss –, dass Gott in die Geschichte eingreift, wie dies in den Wendezeiten 1989/90 zum Ausdruck gekommen ist. Gott greift ein in die Geschichte, weil christlicher Glaube Auferstehungsglaube ist. Entsprechend ist auch die Liturgie der Raum der aufgehobenen Entfremdung. Sie ist Ort der Geborgenheit, das Vorbild gelungener Kommunikation. In ihr wird Christentum immer wieder neu erlebt.

Was bleibt und weiterwirkt

Das Passauer Symposion „Liturgie und Ökumene“ fand in dieser Form zum fünften und letzten Mal statt. Auch diese Zusammenkunft von 120 Interessierten aus Deutschland, Österreich, der Schweiz, England, Polen, Tschechien und Ungarn hat nicht nur gezeigt, dass die oben aufgezeigte Fragestellung nach dem Gottesdienst von heute ökumenisch, sondern auch europäisch ist. Prof. Dr. Karl Schlemmer hat es in beeindruckender Weise verstanden, Kirchen zusammenzuführen und alle Anwesenden konnten viel voneinander mitnehmen. Schlemmer hob am Schluss der Tagung hervor, dass es immer wieder wichtig ist, sich des Gottesdienstverständnisses der Konfessionen zu erinnern und zu vergewissern. Für das Christentum müsse als übergeordneter Satz zählen, dass es eine Liebeserklärung Gottes an den Menschen und die Welt ist (Eugen Biser). Und das muss im Gottesdienst transparent werden. Dabei darf aber nicht nur an Insider gedacht werden, weil eine solche einseitige Art von Seelsorge fehl am Platze ist (Erzbischof Dr. Karl Braun/Bamberg).

Nachdenklich stimmte die Aussage von Metropolit Erzbischof Dr. Michael Staikos, dass die Orthodoxe Kirche im deutschen Prozess der Ökumene viel zu wenig beachtet werde. Dies muss nachdenklich stimmen und kann geändert werden.

Eine Thematik kristallisierte sich auf dem Symposion in den vielen Gesprächen immer mehr heraus. Es geht darum, dass unser Gottesdienst heute kasualer und im Blick auf die vielfältigen Zugehörigkeitsformen zur Kirche differenzierter werden muss. Bischof DDr. Kurt Koch wies in Übereinstimmung mit Prof. Dr. Karl Schlemmer ebenso darauf hin wie Prof. DDr. Michael N. Ebertz. Dabei muss klar unterschieden werden zwischen sakramentaliturgischen Feiern und präliturgischen Feierformen. Es kann und darf auf religiöse Bedürfnisse nicht immer mit einem Sakrament geantwortet werden. Wenn diese Botschaft im theologischen, seelsorglichen und letztlich im ökumenischen Gespräch sich verbreitet und durchsetzt, dann eröffnen sich für die Kirchen heute neue ungeahnte Chancen. Mag es auch keine Symposien „Liturgie und Ökumene“ mehr geben, so muss doch gerade dies auf anderen Tagungen und Symposien intensiv bedacht und umgesetzt werden. Des Weiteren formulierte der anglikanische Teilnehmer, Fr. Georg Guiver, mit seinem bisher kaum gehörten Wort von der „Liturgie von oben und von unten“ eine Begrifflichkeit, die die Kraft besitzt, Objektivität und Subjektivität, Metakultur Kirche und Kultur der Welt im Bereich der Liturgie versöhnend zueinander zu führen.

Dass diese Tagung von einem guten Geist erfüllt war, ist nicht zuletzt auch das Verdienst von Bischof Dr. Franz Xaver Eder. Er lud die Symposionsteilnehmer wieder zum Orgelkonzert in den Passauer Dom ein und gab ihnen zu Ehren ein Festbankett im Ministrantenhaus St. Max. Seine Gastfreundschaft und lebenswürdige Ausstrahlung waren und sind für die Symposien „Liturgie und Ökumene“ eine wichtige und motivierende Kraft und stellen eine wichtige Verbindung zwischen Universität und Diözese dar.